

Ende der "Heimat"-Serie

Bagger in Atlantis

Der Abriss des "Immerather Doms" in Erkelenz war nur der Anfang. Bald frisst der Braunkohleabbau ganze Dörfer: So melancholisch endet die Heimat-Serie im Feuilleton.

Alex Rühle, SZ, 24.2.18

Die Gegend um Erkelenz, kurz hinter Aachen. Flaches Land, westlichster Westen Deutschlands, dreimal ist in den Tagen des Besuchs der Witz zu hören, das hiesige Autokennzeichen HS, das für Heinsberg steht, bedeute eigentlich Holland Süd. Noch öfter kommt nur der Spruch, die Landschaft hier sei so flach, dass man schon am Mittag sehen könne, wer am Abend zu Besuch kommt.

An diesem Abend kommt der Literaturwissenschaftler Ralf Georg Czapla zu Besuch, um im Rathaus über Erinnerung, Heimat und den Umgang mit Kulturgütern zu sprechen. Mittags ist also noch Zeit für einen Besuch beim "Heimatverein der Erkelenzer Lande", der dabei ist, ein "Virtuelles Museum der verlorenen Heimat" aufzubauen. Wer jetzt denkt, oh je, Heimatverein plus verlorene Heimat, das wird irgend so ein verhockter Nostalgikerhaufen sein, der hat noch nicht Bekanntheit gemacht mit dem bärbeißigen Humor von Bernd Finken. Oder mit dem freundlichen Humanismus des ehemaligen Gymnasialdirektors Wolfgang Lothmann, in dessen Wohnzimmer die Vereinssitzung stattfindet. "Aber jetzt schauen Sie doch erst mal, hier, unsere Seite im Netz ..." Finken zeigt auf seinem iPad Fotos der Keyenberger Kirche, die sieben Kilometer weiter östlich steht. Er vollführt mit dem Zeigefinger einen 360-Grad-Schwenk durchs Kirchenschiff, prächtigste Neogotik, Hochaltar, kommt 2020 alles weg. So wie die Pfarrkirche St. Lambertus, die sie hier wegen ihrer zwei Türme den Immerather Dom nennen, Anfang Januar wegkam: Zwei Bagger, zwei Tage, und das neoromanische Gebäude war samt Weltgerichtsrelief und Kirchenfenstern zerhackt und geschleift. "Wenn die anderen Dörfer auch noch weg sind, machen wir unser eigenes ‚Pokemon Go‘", sagt Finken. "Da stehste dann an der Grube mit deinem iPad, und plötzlich taucht über dem schwarzen Loch das alte Keyenberg auf. Wie Atlantis!"

In fast jedem Gespräch taucht das "Loch" auf, das "alles verschlingt" und "unser Leben schluckt"

Das Loch. Das taucht hier in Erkelenz in jedem zweiten Gespräch auf. Als stehender Begriff. Das Loch, in dem bereits 15 Dörfer verschwunden sind. Das "alles verschlingt", "unser Leben schluckt", "sich immer weiter frisst". Vor dem im Lauf der Jahre 11 000 Menschen fliehen mussten. "Wir sind Vertriebene", sagt Wolfgang Lothmann. "Vertrieben ohne die Möglichkeit einer Rückkehr." Er sagt das ganz ruhig, so wie andere ihre Adresse angeben.

Offiziell heißt das schwarze Loch Garzweiler II. Braunkohletagebau. Ein 84 Quadratkilometer großes Abbaufeld. Jährliche Fördermenge zwischen 35 und 40 Millionen Tonnen. Betriebsende voraussichtlich 2045. Dabei riet das preußische Bergamt bereits 1819 dringend vom Braunkohletagebau ab, als es "den schlechtesten Zustand dieser Wühlerei" und den "ganz versauten Betrieb" mit all seinen gesundheitlichen Risiken beklagte. Von Klimaerwärmung wusste da noch kein Mensch.

Heute lernen die Kinder in den umliegenden Schulen, dass kein Energieträger dem Klima mehr schadet als Braunkohle. Kohle ist für 40 Prozent der Treibhausgase aus deutscher Stromproduktion verantwortlich; vier der fünf schmutzigsten EU-Kraftwerke stehen in Deutschland. Nach dem Klimagipfel von Paris sagte der Vorsitzende des Bundes für Umwelt und Naturschutz Deutschland, Hubert Weiger, Deutschland müsste, wenn es seine Klimaschutzziele noch erreichen wolle, drei Viertel der vorgesehenen Kohle-Mengen im Boden lassen.

Jägerzäune. Runtergelassene Rollläden. Ein letzter Bäcker. Ein winkender Gartenzwerg

Aber während die Jamaika-Koalitionäre sich auf die Abschaltung von 12 bis 15 alten Kohlekraftwerksblöcken geeinigt hatten, macht die Groko nun weiter wie bisher: Im Koalitionsvertrag steht kein Satz zum Kohleausstieg. Hier in Erkelenz wird deshalb alles vorbereitet für die großflächige Zerstörung. Die Autobahn wird verlegt. Und dann verschwinden Berverath, Kuckum, Ober- und Unterwestrich und Keyenberg, das Dorf, in dem Wolfgang Lothmann 1984 sein Haus gebaut hat. "Damals gab es ja schon Diskussionen um erneuerbare Energien und den Unsinn des Kohleabbaus. Da dachten viele, das Gebuddel hört bald auf." Letztes Jahr ist er nach Erkelenz über-

gezogen. "Vorzeitig. Weil es einen zermürbt. Das Schleichende. Wie einer nach dem anderen weggeht. Und das Wissen, dass das alles verschwinden wird."



Zwei Bagger, zwei Tage, und die neoromanische Kirche St. Lambertus war zerhackt und geschleift. Foto: Arnulf Stoffel/dpa

Aber was verschwindet da genau? Kurze Fahrt rüber nach Keyenberg. Jägerzäune. Runtergelassene Rollläden. Ein letzter Bäcker, der noch aufhat. In einem Garten ein altes Rad neben einem unverdrossen winkenden Gartenzwerg. Überquellende Briefkästen. Zugenagelte Türen. Ein Stromkasten, an dem die Telekom magentaknallige Werbung macht: "Ich stehe hier für schnelleres Internet." Und Bernd Finken erklärt das Ganze wie ein Wissenschaftler einen biologischen Zerfallszyklus erklären würde: "Erst kommt der Umzugswagen, dann kriecht das Moos vom Bürgersteig Richtung Eingang, und zuletzt wächst der Efeu durchs Fenster."

Finken, Lothmann und ihre Mitstreiter siedeln deshalb ins Internet über: Sie bauen das schon erwähnte "Virtuelle Museum der verlorenen Heimat" auf, eine Seite, auf der sie mithilfe von 3D-Modellen, Fotoarchiven, Drohnenvideos alles, was vernichtet wird, wenigstens bildlich erhalten wollen: Die Keyenberger Kirche, deren Vorläufergebäude erstmals anno 893 erwähnt wurde und in deren Mauer jahrhundertalte Grabplatten eingemauert wurden; das Haus Paland, ein Rittergut aus dem 16. Jahrhundert; die Immerrather Mühle, die den 30-jährigen Krieg und viele Kriege danach überstanden hat, der Zurshof, ein Gutshof aus Feldbrandsteinen, von dem die Sage geht, in seinem Kuhstall entspringe das Flüsschen Niers.

Heute entspringt in der ganzen Gegend gar nichts mehr, der Grundwasserspiegel ist durch den Kohleabbau fahrstuhltief gesunken, es wird also tonnenweise Wasser zur Quelle der Niers geleitet. Im Osten, hinter dem künstlichen Fluss, sieht man am Horizont die beiden riesigen Kraftwerke, in denen die Kohle verstromt wird, kumuluswolkenartiger Qualm steigt daraus in den Himmel. Es gibt hier Sonnenuntergänge mit karibischen Lilablautönen, der Bergbaustaub zaubert immer wieder ein anders interessantes Farbspektrum in die Luft.

SZ-Serie: Jeder Mensch hat eine Heimat. Oder nicht? Oder auch zwei? Eine Artikelreihe untersucht die Ver- und Entwurzelung in bewegten Zeiten.

Zu all den genannten Sehenswürdigkeiten kommen zig uralte Bauern- und Wohnhäuser. "10 bis 15 Prozent stehen hier unter Denkmalschutz", sagt Finken, "da darfst du als Besitzer keinen Fensterahmen anmalen. Aber RWE darf dein Dorf wegräumen." Stimmt. Das Bundesverfassungsgericht sagt, dass das Gemeingut Energieversorgung in diesem Falle schwerer wiege als der Erhalt der Heimat.

Was diese sogenannte Heimat eigentlich ist, fragt man sich ja meist erst, wenn man sie verliert. Sie haben im vergangenen Jahr vom Heimatverein aus eine ganze Tagung zu dem Begriff organisiert. Die Germanistin Sybille Schönborn hielt einen schönen Vortrag über Vilém Flusser, den jüdischen Philosophen, der seine gesamte Familie im Holocaust verloren hat und der dem alten Heimatbegriff den Begriff des Wohnens gegenüberstellte. Oder der, positiv gewendet, versuchte, die Existenzform des Entwurzeltseins und der Heimatlosigkeit in einer Theorie des Wohnens positiv umzudeuten, jenseits von Trauer, Schmerz und Sentimentalität.



Schaulustige sehen sich das Abrisspektakel an. Foto: Hennig Kaiser/AFP

Flusser definierte Heimat als Fesselung an Dinge, die im Nachhinein verklärt werden und als Vergötzung von Gewohnheiten, die man sich als Kind bei anderen abschaut und dann im Verlauf des Lebens automatisiert. Heimat, so Flusser, sei "eine Sakralisierung von Banalem, eine von Geheimnissen umwobene Wohnung". Dieser Bindung an Totes, Dingliches, Vergangenes stellt er einen Herkunftsbegriff gegenüber, der an die "Verantwortung für einzelne Menschen" geknüpft ist, und verbindet ihn mit dem Begriff des Wohnens: Wohnung bezeichnet dabei den immer wieder wechselnden, individuellen Raum des Vertrauten und Gewohnten, statt Scholle und starrer Identität der bewegliche, moderne Mensch, der sich sein Zuhause immer neu selbst erschafft, innerlich autark und frei.

Ein stummer Schmerz erfasst die Zuhörer: Warum rettete der Staat die Kulturgüter nicht?

Klingt super. Und wäre ein wunderbarer Abschluss für diese Feuilletonserie: die Aufhebung des traditionellen Heimatbegriffs in etwas individuell Gestaltbarem. Aber da ist ja noch dieser Vortrag des Literaturwissenschaftlers Ralf Georg Czapla, der um den Abriss des Immerrather Doms kreist. Czapla wundert sich am Abend im Rathaus von Erkelenz darüber, dass von staatlicher Seite aus rein gar nichts getan wurde für dessen Erhalt. Er zeigt einen WDR-Beitrag von 1964, in dem dargelegt wird, wie und wann welches Dorf in der Kölner Bucht verschwindet. Das geht also seit 50 Jahren seinen zerstörerischen Gang. "Wenn man das so lang wusste", so Czapla, "warum hat dann der Staat nicht irgendwann Sorge getragen, dass wenigstens die wichtigsten Kulturgüter gerettet werden?" Es ist, als spanne sich ein stummer Schmerzbogen durch den Zuhörerraum, als er am Ende seines Vortrags sagt, man könne die Reaktionen der Bewohner in zwei Sätzen zusammenfassen. "Einige sagen: Ist doch nur ein Flecken Erde und wenn er weg ist, haben wir

dafür Energie. Die meisten aber sagen: Es ist mein Flecken Erde, und seit er weg ist, hab ich keine Energie mehr."

Einer der Besucher steht danach draußen vorm Rathaus, nestelt an seiner Jacke und dekonstruiert Vilém Flussers schöne Theorie mit einem einzigen Satz: "Wo ich jetzt wohne, das ist keine Heimat, das ist einfach irgendeine Wohnung." Heinz Aretz kommt aus Immerath, seine Familie lebte da seit 1685. Er hat sich das tatsächlich angesehen, als sie am 8. Januar die Pfarrkirche St. Lambertus abgerissen haben. "Als dieser Baggerarm ins Kirchendach reingegriffen hat, das war ein seltsames Gefühl im Körper. Als würde der mit seiner Kralle direkt hier reinfahren". Er fasst sich ans Herz, winkt ab und schiebt sein Rad Richtung Neu-Immerath, einem blitzblanken Neubaukomplex, der wie ein großes Legoteil an Erkelenz drangetackert wurde. "Man versucht, so'n bisschen Identität drüberzupinseln", sagt Aretz, "indem man die alten Straßennamen beliebig im neuen Viertel verteilt. Aber das bleibt ja ein Ort, in dem nix ist."

Der Besuch ist vier Wochen her. Das Bild aber, das am intensivsten in Erinnerung blieb, ist das vom sarkastischen Elektroingenieur Bernd Finken, der nachmittags plötzlich seine Tränen runterschlucken muss: Auf dem Rückweg von Keyenberg nach Erkelenz ist er über Immerath gefahren. Da, wo im Januar noch der Dom stand, ist nichts als brauner Acker. Bernd Finken war im Urlaub in Brasilien, als sie St. Lambertus abgerissen haben. Er hat es live übers Internet verfolgt, "nicht alles, nur wenig, mehr ging nicht, aber da hab ich gemerkt, es hängt nicht von der Entfernung ab, wie weh das tut."

Er beißt auf seine Unterlippe und sucht mit den Augen den Horizont ab, als gebe es dort irgendeinen Punkt, an dem er sich festhalten könnte. Aber da ist nichts außer den beiden Kühltürmen, in denen RWE die Kohle verstromt. Und hinterm Horizont liegt Tihange, das Atomkraftwerk in Belgien, das immer wieder Störfälle produziert. Schon verrückt. Unser aller Heimat, eingeklemmt zwischen Kohle und Atom.